

PORTRÄT:  
KLAUS NÜCHTERN

Es schabt, scharrt und schnarrt, es schnalzt und schiebt an. Und wer sich das YouTube-Video zu „Low Snake“ ansieht, der bekommt eine Ahnung davon, wie Gina Schwarz – dabei unterstützt von Gitarrist Heimo Trixner – ihren Bässen die diversen Klänge und Geräusche entlockt.

Das kurze Stück beschließt auch das soeben erschienene Album „Jazz-ista“, mit dem Schwarz einen kleinen Rückblick auf ihr bisheriges Schaffen wirft: Eigenkompositionen, auf denen sich die leichtfüßige Rasananz des Walking Bass mit intimen, balladesken Momenten verbindet; die mit bitter-süßem Sentiment kokettieren, ohne in den Kitsch abzustürzen, oder die – wie auf der vitalen „Suite Imagination“ – den musikalischen Raum zwischen Südpazifik und Südatlantik eröffnen.

„Ich wollte ein bissl raus aus Österreich“, gesteht Schwarz und zeigt sich zufrieden damit, dass sich für ihren jüngsten Tonträger – den dritten unter eigenem Namen – sehr bald ein Schweizer Label gefunden hat.

Rausgekommen aus Österreich ist Schwarz schon vor vielen Jahren, als sie ein Semester lang am berühmten Berklee College of Music in Boston studierte. Eigentlich hätte der Aufenthalt zwei Semester vorgesehen, aber weil sie neben Harmonie- und Kompositionslehre doch noch gern mehr am Instrument selber gearbeitet hätte als die vorgesehene halbe Stunde pro Woche, ging sie anschließend nach New York und nahm dort Einzelunterricht bei verschiedenen Lehrern – unter ihnen Buster Williams, der an einigen der besten Fusion-Alben Herbie Hancocks beteiligt war, oder Cecil McBee, der ein ganzes Schüppel von Jazzlegenden von Miles Davis bis Pharoah Sanders begleitet hat. Im Übrigen verzichtete McBee darauf, sich die Stunde bezahlen zu lassen und lud Schwarz dafür zum Essen ein.

Überhaupt: die Amis! Wo die schlanke, fast filigran wirkende Musikerin in Wien ob der Wahl ihres Instruments – „Eine Frau am Bass? Ob dös was G'scheits is?!“ – auf Skepsis stieß, wurde sie in Berkeley mit offenen Armen empfangen: „Es hatte sich schon herumgesprochen, dass da eine Bassistin aus Wien kommt, und die fanden das super.“ Die Mechanismen funktionieren aber auf beiden Seiten des Atlantiks ähnlich: „Wenn du als Österreicherin in den USA bist, hast du es auch hier geschafft, und wenn du als Amerikaner in Europa tourst, hast du es in den USA geschafft.“

Auf den Kontrabass war Schwarz erst im Laufe der Zeit und unter Mithilfe des Zufalls gekommen. Begonnen hatte sie noch während der Volksschule auf dem Akkordeon und war auch gleich in musikpädagogisch versierte Hände gefallen: „Sobald man die Töne trifft, gibt es ja jede Menge Literatur. Den ‚Schneewalzer‘ und ‚Lustig ist das Zigeunerleben‘, das habe ich alles ausgelassen.“

Als Schwarz dann bereits am Konservatorium in Wien studierte, pflüg-

## „Den Schneewalzer habe ich ausgelassen“

Eine Hollabrunnerin in New York: Die Jazzbassistin Gina Schwarz hat sich längst international bewiesen



Zur Person

Gina Schwarz wurde 1968 in Hollabrunn geboren. Sie studierte Akkordeon und Jazz-Bass am Konservatorium Wien und unterrichtet seit 2011 selbst Bass an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. 2001 gewann sie bei einer Live-Audition in Perugia ein Höchststipendium für das Berklee College of Music, wo sie im Sommer 2002 studierte. 2005 erschien ihr Debütalbum „Schwarzmarkt“, 2007 gewann sie den Hans-Koller-Preis als „Side(w)man of the Year“. Sie spielt u. a. in dem Kontrabass-Sextett Bass Instinct, der Robert Bachner Big Band und im Quartett Global Glue

te sie sich durch die zeitgenössische Akkordeon-E-Musik: Noten, Noten, Noten. Muss man wohl mögen. Sie mochte es eines Tages nicht mehr so wirklich: „Es gab ja kaum Aufnahmen, und man kannte die Stücke nicht. Also musst du sehr viel üben. Nach hundert Stunden hast du eine Ahnung, wie es

klingt, bloß, dass sich das eh keiner anhören will.“

Also entschloss sich Schwarz, ein neues Instrument zu erlernen. Von sich selbst vor die Wahl zwischen Saxofon und E-Bass gestellt, entschied sie sich schließlich für letzteren, quasi aus physikalischen Gründen: „Blech

ist nicht mein Material.“ Als ihr Lehrer dann während der letzten Stunde ein längeres Telefongespräch einschoben musste, probierte sie den Kontrabass, der in der Ecke lag.

Zu dieser Zeit waren außer den Französinen Joëlle Léandre und Hélène Labarrière Frauen am Jazzbass praktisch unbekannt. Mittlerweile hat die junge US-Amerikanerin Esperanza Spalding dazu beigetragen, das Berufsbild Bassistin populärer zu machen: Spalding hat nicht nur einen Grammy gewonnen und für Barack Obama aufgespielt, als der – aus welchen Gründen auch immer – den Friedensnobelpreis bekam, sondern auch als jüngste Professorin aller Zeiten in Berkeley unterrichtet.

Den Bedeutungszuwachs verdankt das Instrument aber gewiss nicht nur ihr. „In den 1990er-Jahren war der E-Bass noch viel stärker vertreten. Etwa seit der Jahrtausendwende ist der Kontrabass aber international auch in der Groove-orientierten Musik immer wichtiger geworden“, weiß Schwarz.

Dass man klodeckelgroße Pranken braucht, um Kontrabass spielen zu können, ist übrigens ein Mythos. In der Klassik, wo Bassistinnen schon viel länger ein durchaus nicht so seltener Anblick sind, käme niemand auf die Idee, die körperliche Eignung von Frauen zu thematisieren.

Und noch in einer Hinsicht sind die Klassiker den Jazzern voraus: „Vom Technischen her sind sie methodischer.“ Deswegen hat Schwarz nachträglich auch Klassikunterricht genommen. Ursprünglich, so gesteht sie, „habe ich überhaupt keine Technik gehabt und das vom E-Bass auf den Kontrabass übertragen“. Was den Sound anbelangt ist Schwarz aber eindeutig Jazzerin: „In der Klassik geht es eher darum, ein Klangideal zu realisieren, während man im Jazz so zu klingen versucht, wie niemand sonst.“

Das Instrument selbst spielt dabei natürlich auch eine Rolle. Ihren Bass hat Schwarz in Paris gekauft; ihr Landsmann und Instrumentalkollege Peter Herbert stand ihr beratend zur Seite: „Wenn du spielst, weißt du ja nicht, wie der Bass drei Meter weiter klingt.“

Viel mehr, als dass es 110 Jahre alt ist und aus Deutschland stammt, weiß Schwarz über ihr Instrument allerdings nicht. Zwar hätte sie auch den Bass von Pierre Michelot kaufen können, auf dem dieser Miles Davis bei den legendären Aufnahmen für den Soundtrack zu Louis Malle's „Fahrstuhl zum Schafott“ begleitet hat. Aber zum einen war der Preis von rund 100.000 Euro dann doch etwas happig, zum anderen wäre er auch kaum gerechtfertigt gewesen: „Der Bass klingt einfach nicht mehr.“

Gina Schwarz:  
Jazzista  
(Unit Records)

Live: 13.9., 19.30,  
Radiokulturhaus  
Café